

A photograph showing a group of women in a dusty, arid environment carrying large, rectangular concrete blocks on their heads. They are walking towards the camera. In the background, several multi-story buildings are under construction, made of grey concrete blocks. The ground is dry and sandy. The women are wearing colorful, patterned skirts and headscarves. One woman in the foreground is wearing a bright pink t-shirt with a graphic and a blue skirt with large circular patterns. Another woman is wearing a purple and white striped shirt and a purple skirt. The overall scene depicts a construction site in a developing area.

Aufbau und Entwicklung

Wer Fluchtursachen bekämpfen will, muss sich Gedanken über seine Entwicklungspolitik machen. Was können Feldstudien hier leisten? Wie lässt sich die Entwicklungsfinanzierung auf eine vernünftige Basis stellen? Und müsste es angesichts der problematischen Folgen von Modernisierung nicht auch ein „Recht auf Nicht-Entwicklung“ geben?

Ludwig Jung, Julia Stricker, Waleria Schüle, Lisa Brahms

Sanitär prekär

Was Latrinenleerung in Maputo mit Entwicklung zu tun hat

Julia Stricker | Zwei Männer in blauen Overalls tragen ein gebogenes, an einen überdimensionierten Strohalm erinnerndes Metallrohr in eine mit Reissäcken ausgekleidete Ecke. Sie schieben das Rohr in ein mit alten Autoreifen ausgekleidetes Loch – viel mehr ist es nicht, was hier in Nhlamankulo, Maputo als Toilette dient. Anschließend betätigen die Männer eine im Rohr integrierte Handpumpe und saugen die Latrine ab. Später werden sie mehrere Kübel mit Fäkalschlamm durch enge Gassen zur Straße tragen und in einen Tank auf der Ladefläche eines alten japanischen Lieferwagens entleeren.

Fliegt man Maputo an, sieht man als erstes die in die Baía de Maputo ragende Halbinsel mit den Hochhäusern der Cidade de cimento, der noch von den Portugiesen geplanten „Zementstadt“. Eine wunderschöne Stadt mit unzähligen architektonischen Juwelen. Kurz vor der Landung wird die deutlich größere Cidade de caniço sichtbar. Sie legt sich wie ein Ring um die Cidade de cimento. Den Namen „Schilfgrasstadt“ trägt sie aufgrund des früher hauptsächlich verwendeten Baumaterials. Heute beherrschen Schuppen und Häuser aus Wellblech und Holz das Bild. Sie beherbergen 80 Prozent der Bevölkerung Maputos.

Wie anderswo zeigen sich auch in Maputo die sozialen Ungleichheiten am klarsten, wenn man auf die sanitäre Infrastruktur blickt. So sind die Bewohner Nhlamankulos auf Anlagen angewiesen, die an keine Kanalisation angeschlossen sind und die Exkremente in einfachen Gruben oder Tanks auffangen. Insgesamt haben laut Schätzungen der Weltbank nur rund 60 Prozent der Bewohner Maputos Zugang zur „improved sanitation“: Das sind nach der Definition von WHO und UNICEF Latrinen, die garantieren, dass ein Kontakt zwischen Menschen und ihren Fäkalien vermieden wird. Ausreichend ist das nicht – im Vergleich zu anderen afrikanischen Städten aber gar keine schlechte Quote.

Doch diese Quote lenkt von den wahren Problemen ab. Das Vorhandensein von Latrinen ist nämlich ein ungenügender Indikator für die Qualität der sanitären Versorgung. Er vernachlässigt die entscheidende Frage: Was passiert, wenn die Latrinen voll sind? Während auf dem Land die Latrinen einfach verschlossen und woanders neu errichtet werden, fehlt dazu in den urbanen Slums der Platz. Die Tanks und Gruben müssen systematisch geleert, der Fäkalschlamm muss aus dem Quartier hinaus transportiert werden.

Für das Entleeren der Latrinen vertraut die Mehrheit der Städte in Entwicklungsländern auf den privaten und meist informellen Sektor. In Nhlamankulo etwa werden die Latrinen in der Regel von Tagelöhnern mit Kübeln von Hand geleert. Da diese Arbeit ausgesprochen stigmatisiert ist, arbeiten sie nachts. Sie vergraben den Fäkalschlamm entweder gleich neben der Latrine, leeren ihn in den nächsten Straßengraben oder auf Abfallsammelstellen. Mit

der Folge, dass die fäkalen Krankheitserreger in der Umgebung verteilt werden: Die Vorteile einer sanitären Anlage sind dahin.

Heute benützen rund zwei Milliarden Städter sanitäre Anlagen, bei denen der Fäkalschlamm nicht sachgerecht entsorgt wird. Vor allem für die Ärmsten ist es quasi unmöglich, ihre Latrinen hygienisch entleeren zu lassen. Das hat technische, städtebauliche und wirtschaftliche Gründe. So ist es ausgesprochen schwierig, Vakuumentanks durch dicht bebaute urbane Slums zu transportieren. Und selbst wenn das gelingt, besteht stets die Gefahr, dass einfach gebaute Latrinen durch das starke Vakuum zum Einsturz gebracht werden. Besser geeignet wären Handpumpen wie die eingangs beschriebene, von der London School of Hygiene and Tropical Medicine entwickelte „Gulper“. Auch kleine benzingetriebene Trash Pumps können je nach Eigenschaften des Fäkalschlammes gute Dienste leisten.

Beide Methoden sind allerdings arbeitsintensiv und machen den Service teuer. Selbst ein unhygienischer Entleerungsservice, der den Fäkalschlamm in der unmittelbaren Umgebung der Familie verteilt, ist für die ärmsten Haushalte häufig unerschwinglich. In Nhlamankulo entspricht der Preis für das Leeren einer Latrine von Hand rund 70 Prozent der durchschnittlichen monatlichen Ausgaben der ärmsten Familien. Übersteigt das Leeren der Latrinen die finanziellen Möglichkeiten einer Familie, geht diese häufig notgedrungen dazu über, sich eine Latrine mit mehreren anderen Haushalten zu teilen oder, im ungünstigsten Fall, sich wieder direkt im Freien zu erleichtern.

Für die Ärmsten ist es praktisch unmöglich, die Latrinen hygienisch entleeren zu lassen

Zwei Drittel des Bevölkerungswachstums Mosambiks wird bis 2050 in Städten stattfinden

Ein öffentliches Gut par excellence

Die Folgen sind beträchtlich: Vor allem Kleinkinder stecken sich beim Spielen häufig mit Durchfallerregern oder Darmparasiten an. Akute Durchfallerkrankungen führen zu einer Kindersterblichkeitsrate in Nhlamankulo, die weit über jener in der „Zementstadt“ liegt. Chronische Diarrhoe und Wurminfektionen sind die Ursachen von Unter- und Mangelernährung bei kleinen Kindern, und chronische Unterernährung im Frühkindesalter kann zu langfristig verzögerter kognitiver Entwicklung führen. All das wäre vermeidbar.

Die dichte Besiedlung der Stadt verschärft die Probleme: In der Enge eines Slums kann ein Haushalt, der keine Latrine hat oder seinen Fäkalschlamm in der Umgebung entsorgt, die Gesundheit aller Nachbarn gefährden. Es ist also nicht nur eine moralische Pflicht, allen Menschen einen Zugang zu einer vernünftigen sanitären Versorgung zu ermöglichen, es ist auch aus praktischen Gründen unabdingbar. Sanitäre Versorgung ist ein öffentliches Gut par excellence: Erst wenn alle davon profitieren, sind positive Effekte zu erwarten.

Und so läuft derzeit ein Pilotprojekt – die eingangs erwähnten Männer in den blauen Overalls sind ein Teil davon –, das das Water and Sanitation Program der Weltbank zusammen mit der NGO Water and Sanitation for the Urban Poor in Nhlamankulo organisiert. Mikrounternehmen, die bislang im Haushaltsmüllgeschäft aktiv waren, sollen damit beauftragt werden, alle Arten

von Latrinen auf hygienische Art und Weise zu entleeren. Am Ende stünde idealerweise eine öffentlich-private Partnerschaft mit der Stadt, wie sie für den Haushaltsmüll bereits existiert. Alle Angestellten dieser Mikrounternehmen wurden in hygienischer Arbeitsweise geschult, sie tragen Schutzkleidung und transportieren den Fäkalschlamm zu den Stabilisierungsbecken, in die auch die Abwässer der „Zementstadt“ fließen.

Noch läuft nicht alles perfekt, und das Modell wird laufend angepasst. Wichtigstes Ziel ist es, ein System zu schaffen, das für alle Bewohner Nhlamankulos zugänglich und erschwinglich ist.

Ziel ist es, ein Modell zu schaffen, das für alle Bewohner zugänglich und erschwinglich ist

Der wortwörtlich sichtbarste Erfolg nach rund einem Jahr: Wenn die Arbeiter des Projekts die Latrinen in Nhlamankulo leeren, geschieht das am helllichten Tag. Nachbarn bleiben stehen und begutachten

die Ausrüstung, fachsimpeln über den Einfluss des Wetters auf die Konsistenz des Fäkalschlammes oder darüber, warum es falsch ist, Haushaltsabfall in die Latrinen zu entsorgen. Das Leeren der Latrinen ist aus dem Dunkel der Nacht ans Tageslicht gekommen. Allen ist bewusst, dass die Männer in den blauen Overalls eine Arbeit übernehmen, die für die Menschen in Nhlamankulo wichtig ist.

Zwei Drittel des Bevölkerungswachstums Mosambiks bis 2050 wird in Städten stattfinden, weltweit werden nach Schätzungen von UN HABITAT im Jahr 2030 zwei Milliarden Menschen in informellen, ungeplanten Stadtteilen leben. Nur mit der nötigen Infrastruktur für Wasser, öffentlich zugänglichem Raum, öffentlichem Transport und hygienisch einwandfreier sanitärer Versorgung werden Armut und sozial und infrastrukturell bedingte Gesundheitsunterschiede in Städten nicht weiter ansteigen. Nur so werden alle neuen Städter Zugang zu den Möglichkeiten haben, die das urbane Leben mit sich bringt. ••

Dr. med. Julia Stricker arbeitete im Rahmen ihrer Kolleg-Stagen in Maputo, Kapstadt und Kobe.

So bleiben, wie wir sind

Gibt es ein Recht auf Nicht-Entwicklung? Eindrücke aus Kenia

Waleria Schüle | „Bei uns auf der Insel gibt es drei Autos und 2000 Esel“, erklärt mir mein Reiseführer, während wir in einem Motorboot nach Lamu übersetzen, einer entlegenen Insel an der Ostküste Kenias. Stolz spricht aus seiner Stimme. Ich bin die einzige Touristin auf dem Boot; neben mir fahren Kinder, Frauen in bunten Schleiern und Männer mit wettergegerbten Gesichtern, die durchgewetzte Säcke voller frisch gefangener Krabben und Hummer bei sich haben.

Und tatsächlich, auf unserem Weg durch die verschlungenen Gassen von Lamu-Stadt müssen wir mehr als einmal trabenden Eseln ausweichen. Unser Vorkommen wird auch durch die zahlreichen Bekannten meines Reiseführers ausgebremst, die uns anhalten, um mich herzlich willkommen zu heißen. Von allen Ecken winken uns kichernde Kinder zu, bunt verschleierte kleine Mädchen strecken mir stolz ihre mit Henna bemalten Hände und Füße zum Bewundern entgegen. „Die Menschen hier sind glücklich“, bemerkt mein Reiseführer.

Die ostafrikanische Küste war über Jahrhunderte ein Schmelztiegel für unterschiedliche afrikanische, europäische, arabische, persische und indische Einflüsse, die sich mittlerweile in ihrer ursprünglichen Form nur noch in Lamu-Stadt wiederfinden. Lamu-Stadt ist die älteste Swahili-Siedlung Ostafrikas – seit 1370 ist sie kontinuierlich besiedelt. Dank ihrer authentisch erhaltenen Architektur und der traditionellen Lebensweise ihrer muslimisch geprägten Bewohner ist sie seit 2001 als UNESCO-Welterbe anerkannt.

Die Bewahrung dieser Ursprünglichkeit hat sich die Organisation „Save Lamu“ zum Ziel gesetzt. Mein Arbeitgeber, Natural Justice, eine Nichtregierungsorganisation, versucht ihnen dabei mit Rechtsbeistand zu helfen. Doch gibt es so etwas: ein Recht auf Nicht-Entwicklung? Dafür, dass Lamu Gefahr läuft, aus seiner Beschaulichkeit gerissen zu werden und damit Charme und Lebensqualität zu verlieren, macht man bei Save Lamu in erster Linie Kenias „Entwicklungsagenda 2030“ verantwortlich.

Kenias „Entwicklungsagenda 2030“ droht, Lamu aus seiner Beschaulichkeit zu reißen

Als Teil dieser Agenda wird seit 2014 vor den Toren Lamus und inmitten des größten Mangrovenwalds Ostafrikas ein Megahafen gebaut, über den eines Tages Öl aus dem Südsudan, Kenia und Uganda auf den Weltmarkt fließen soll.

Der Hafen bildet den Endpunkt des „Lamu-Hafen-Südsudan-Äthiopien-Transportkorridors“, einem von 51 Vorzeigeprojekten des „Afrikanischen Programms für Infrastrukturentwicklung“, einer Initiative von Afrikanischer Union, Afrikanischer Entwicklungsbank und der Neuen Partnerschaft für Entwicklung in Afrika. Neben dem Hafen in Lamu sieht das Projekt den Bau einer Ölpipeline, von Autobahnen und mehreren künstlich angelegten Millionenstädten vor. Außerdem soll in direkter Nachbarschaft zum Hafen das erste Kohlekraftwerk Kenias entstehen.

Im Zuge dieser Bauvorhaben wird mit einem Bevölkerungszuwachs von über einer Million Menschen in der derzeit bevölkerungsarmen Gegend um Lamu gerechnet. Bisher war Lamu nur über einzelne Flüge aus Nairobi oder eine zehnstündige, beschwerliche und von terroristischen Anschlägen gefährdete Bustour von Mombasa aus zu erreichen. Diese Abgeschiedenheit war den Bewohnern im Grunde ganz recht, erzählt mir Hadija, eine der Gründerinnen von Save Lamu. Denn seit der Zeit, in der Lamu als Protektorat dem Sultan von Oman gehörte, schauten die Menschen hier „eher gen Osten als gen Westen“.

Mit dem Zustrom von Wanderarbeitern befürchtet man einen Anstieg der Kriminalität und sieht vor allem die islamischen Werte in Gefahr. Einen offiziellen Plan, die Auswirkungen des Bevölkerungswachstums, einschließlich